

PAVILLON

JOHN SAUL

Zeit des Grauens

Roman

*Aus dem Amerikanischen
von Hartmut Huff*

PAVILLON VERLAG
MÜNCHEN

Titel der Originalausgabe:
THE UNLOVED

Umwelthinweis:

Dieses Buch wurde auf chlor-
und säurefreiem Papier gedruckt.

Taschenbuchausgabe 04/2007

Copyright © 1988 by John Saul

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1989 by

Wilhelm Heyne Verlag München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2007

Umschlagillustration: © by Haag + Kropp / mauritius images

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

<http://www.heyne.de>

ISBN : 978-3-453-77180-2

Für Michael, Jane und Linda

Möge das zweite Jahrzehnt ebenso
schön werden wie das erste

1. Kapitel

Sie war da, irgendwo in der Dunkelheit, und bewegte sich langsam auf ihn zu. Obwohl er sie nicht sehen konnte – er sah sie nie, sah sie bis zur letzten Minute nie – konnte er spüren, daß sie kam. Er meinte fast, als rieche er sie, aber das war es nicht, denn der Geruch – dieser eigenartige Moschusduft, der seine Nasenlöcher erfüllte – war seine eigene Furcht und nicht *ihr* Geruch.

Er wollte sich vor ihr verstecken, aber er wußte, daß er das nicht konnte. Er hatte das schon früher versucht, und es war ihm nie gelungen. Und doch überlegte er jetzt, während er sie immer näher kommen spürte, warum er sich nie hatte verstecken können.

Nichts drang in seinen Verstand. Keine Erinnerungen, keine Bilder. Nur das sichere Wissen, daß er versucht hatte, sich zu verstecken, und daß es ihm mißlungen war.

Aber dieses Mal vielleicht...

Er versuchte zu denken, sich zu erinnern, wo er war. Aber da war weder eine Erinnerung noch ein Ortsgefühl. Nur Schwärze um ihn herum, und er wünschte, in sich selbst zu schrumpfen und zu verschwinden.

Plötzlich durchschnitt ein Lichtstreifen die Dunkelheit, und er beschattete seine Augen mit einer Hand und versuchte, sie vor dem bohrenden Glanz zu beschützen. Und dann sah er durch das blendende Licht das ärgerliche Gesicht, das haßverzerrte Antlitz der Frau, die auf ihn herabstarrte.

Die Tür wurde weiter geöffnet, und das Licht umfing ihn, wischte die Schatten fort, die ihn nicht versteckt hatten. Die Frau stand vor ihm, und obwohl sie nicht sprach,

sanken seine Hände von seinem Gesicht, und er blickte direkt zu ihr auf.

»Warum bist du hier?« hörte er sie fragen. »Du weißt, daß ich nicht will, daß du hier bist!«

Er versuchte zu denken, sich zu erinnern, wo er war. Er blickte sich verstohlen um, hoffte, die Frau würde die Bewegung seiner Augen nicht sehen, mit denen er nach einem Fluchtweg suchte.

Der Raum sah fremdartig aus - unfertig - das rohe Holz des Gebälks war unter den zerfetzten Resten bröckelnder Teerpappe zu sehen. Er war schon einmal an diesem Ort gewesen - das wußte er jetzt. Doch er wußte noch immer nicht, wo dieser Raum war oder was es sein könnte.

Aber er spürte, daß die Frau wieder böse auf ihn war, und in den tiefsten Winkeln seines Verstandes wußte er, was als nächstes geschehen würde.

Die Frau würde ihn töten.

Er wollte um Hilfe schreien, doch als er seinen Mund öffnete, drang kein Schrei heraus. Seine Kehle schrürte sich zusammen, schnitt ihm den Atem ab. Seine eigene Furcht würde ihn ersticken, wenn er gegen die Panik nicht ankämpfen konnte, die in ihm wuchs.

Die Frau machte einen Schritt auf ihn zu, und er hockte sich nieder, preßte sich an die Wand. Eisiger Schweiß kühlte seinen Rücken, und dann spürte er, wie kalte Tropfen über seine Arme hinabbrannen. Ein Schauer erfaßte ihn, und ein leises Wimmern drang über seine Lippen.

Seine Schwester.

Vielleicht würde seine Schwester kommen und ihn retten.

Aber sie war fort - irgend etwas war mit ihr geschehen, und er war jetzt allein.

Allein mit seiner Mutter.

Er blickte furchtsam auf.

Sie schien ihn jetzt zu überragen, hielt ihren Rock zurück, als fürchte sie, er könne ihn streifen und würde beschmutzt werden. Ihre Hände waren in den Falten ihres Rocks verborgen, aber er wußte, was sie hielten.

Die Axt. Mit der sie ihn töten würde.

Dann konnte er sie sehen – ihre geschwungene Klinge funkelte in dem Licht, das durch den Türeingang fiel, und ihr langer, hölzerner Schaft war von den Händen seiner Mutter umklammert. Sie sprach jetzt nicht mit ihm, sondern starrte ihn nur an. Aber sie brauchte nicht zu sprechen, da er wußte, was sie wollte, was sie immer gewollt hatte.

»Liebe mich«, flüsterte er, und die Stimme bebte so, daß er die Worte so schnell verfliegen hörte, wie sie über seine Lippen drangen. »Bitte, liebe mich...«

Seine Mutter hörte nicht. Sie hörte nie, gleich wie viele Male er sie anbettelte, wie oft er ihr zu sagen versuchte, daß ihm leid tat, was er getan hatte. Er würde sich für alles entschuldigen – das wußte er. Wenn sie ihn nur anhören würde, würde er ihr sagen, was immer sie hören wollte. Doch selbst als er es noch einmal versuchte, wußte er, daß sie nicht hinhörte, daß sie nicht hören wollte.

Sie wollte sich ihn vom Halse schaffen.

Die Axt begann sich zu bewegen, hob sich über ihn, schwankte leicht, gerade so, als ob die Klinge das Splintern seines Schädels, das Zermalmen seiner Knochen ahnen könnte, die unter dem Gewicht der Waffe zerschellten. Er konnte das langsame Heruntersinken des Stahls sehen, und die Zeit schien stillzustehen.

Er mußte etwas tun – er mußte sich bewegen, mußte den Schlag abwenden. Er versuchte, seine Arme zu heben, doch selbst die Luft um ihn schien dick und hart, und die Klinge bewegte sich viel schneller als er.

Dann schmetterte die Axt in seinen Schädel, und plötzlich ergab nichts mehr einen Sinn. Alles war umgekehrt.

Es war seine Mutter, die auf dem Boden kauerte und furchtsam zu ihm hochstarrte, während er die Klinge auf sie hinunterfallen ließ.

Er war es, der den winzigen Hauch von Widerstand spürte, als die Axt ihren Schädel traf, sich dann weiter bewegte und ihren Kopf wie eine Melone zerschlug. Ein roter Nebel stieg vor ihm auf, und er spürte, wie ein Teil ihrer Hirnmasse gegen sein Gesicht spritzte.

Er öffnete den Mund und schrie ...

Er saß aufrecht in seinem Bett, in die Laken verstrickt, und sein Leib war feucht von dem eisigen Schweiß, den er in seinem Traum gespürt hatte. Vor ihm in der Dunkelheit schwebte noch immer das Bild des zerschmetterten Schädels seiner Mutter und wurde dann fortgewischt, als der Raum sich mit Licht erfüllte.

»Kevin?« hörte er seine Frau fragen und spürte dann ihre Hand auf seinem Arm. »Kevin, was ist denn? Ist alles in Ordnung?«

Kevin Devereaux schüttelte den Traum vollends ab und stieg aus dem Bett. Obwohl die Julinacht heiß war, zitterte er. Er zog sich einen Morgenmantel über, bevor er Anne mit heiserer Stimme antwortete. »Es war ein Traum. Ich dachte, meine Mutter wollte mich töten, doch am Ende tötete ich sie.« Er wandte ihr sein Gesicht zu. »Ich tötete sie«, wiederholte er, und seine Stimme hallte seltsam. »Ich tötete meine Mutter.«

»Aber es war nur ein Traum«, erwiderte Anne. Sie langte hinüber und schüttelte sein zerknautschtes Kopfkissen auf und zog dann die Laken glatt. »Komm wieder ins Bett und vergiß es. Wir alle haben seltsame Träume, aber sie haben nichts zu bedeuten. Außerdem«, fügte sie

hinzu, »wundert es mich, daß du diesen Traum nicht jede Nacht hast, bei dem, was du für deine Mutter empfindest.«

Kevin zwang sich zu einem Lächeln, obwohl ihm nicht danach war. »Früher hatte ich ihn öfter«, sagte er. »Als ich noch ein Kind war, wachte ich immer dadurch auf. Später im Internat mußte man mir schließlich ein Einzelzimmer geben, weil mein Zimmergefährte sagte, ich schrie so laut, daß er nicht schlafen könne. Aber das habe ich nicht mehr gehabt, seit ich sechzehn oder siebzehn war. Ich dachte, es sei vorbei.«

Anne klopfte neben sich auf das Bett. »Nun komm. Was immer der Grund dafür gewesen sein mag, es ist jetzt vorbei, und du brauchst etwas Schlaf.«

Aber Kevin schüttelte nur den Kopf und knotete den Gürtel des Morgenmantels um seine Hüfte. »Diesmal war es anders«, sagte er. »Als ich klein war, träumte ich immer, daß Mutter versuchte, mich zu töten, und ich erwachte jedesmal, kurz bevor es geschah. Aber diesmal war es umgekehrt. Diesmal tötete ich sie, und ich wachte erst auf, als sie tot war.«

Annes Blick traf den seinen, und das Lächeln, das um ihre Mundwinkel gespielt hatte, verschwand. »Es ist dir ernst, nicht wahr?« sagte sie. »Du glaubst wirklich, es hat etwas zu bedeuten.«

Kevin spreizte hilflos seine Hände. »Ich wünschte, ich wüßte das«, sagte er. »Ich habe das Gefühl, daß ihr vielleicht etwas zugestoßen sein könnte.« Er schaute auf seine Armbanduhr, überlegte, ob er seine Schwester anrufen sollte, und verwarf den Gedanken. Um halb vier Uhr morgens würde er ihr allenfalls einen heftigen Schrecken einjagen.

Aber er wußte, daß er nicht wieder einschlafen konnte. Noch nicht.

Erst wenn er über den Traum nachgedacht hatte, über seine Bedeutung, und herausgefunden hatte, warum er nach all diesen Jahren wiedergekommen war. Er beugte sich hinab und streifte Annes Lippen mit den seinen. »Schlaf weiter, Liebling. Ich werde nach unten gehen und den Kühlschrank plündern.«

Anne starrte ihn einen Augenblick lang an, und ihre Augen spiegelten ihre Sorge wider. »Wenn du dich hinsetzen und grübeln willst, würdest du es mir doch sagen, oder?«

Kevin kicherte, obwohl ihm nicht danach zumute war, und küßte sie wieder. »Also gut, vielleicht werde ich ein bißchen grübeln. Ich bin vierzig, und ich habe ja wohl ein Recht zu grübeln, oder? Jetzt schlaf wieder und mach dir meinetwegen keine Sorgen. Mir geht's schon gut.«

Er schaltete die Lampe auf Annes Nachttisch aus, öffnete die Tür und bewegte sich leise den Korridor entlang, an den Zimmern seiner Kinder vorbei und dann die Treppe hinab. Doch statt in die Küche zu gehen, begab er sich in das Wohnzimmer und nahm in seinem Lieblingssessel Platz – einem großen ledernen Ohrensessel, der genauso aussah wie der in der Bibliothek seines Elternhauses.

In dem ihn seine Mutter nie sitzen gelassen hatte.

Aber jetzt war er vierzig Jahre alt, und seine Mutter war fast achtzig, und er hätte diesen Sessel – und auch alles andere – schon lange vergessen sollen.

Und bis heute nacht hatte er geglaubt, das hätte er.

Doch er hatte nichts vergessen, und der Traum hatte in der Tat etwas zu bedeuten.

Er zeigte, daß er seine Mutter noch immer so haßte wie früher. Er wünschte sich noch immer, sie wäre tot.

Lucinda Willoughby erwachte jäh und warf instinktiv ei-

nen Blick auf die große Herrenarmbanduhr an ihrem Handgelenk. Es war halb vier, was bedeutete, daß sie über zwei Stunden geschlafen hatte. Nicht, daß das wirklich etwas bedeutet hätte, denn die alte Frau in dem Bett an der anderen Seite des Zimmers schlief gewöhnlich die Nacht durch, und Lucinda hatte kein schlechtes Gewissen, wenn sie für ein paar Minuten döste. Und das Recht dazu hatte sie sicherlich, wenn sie berücksichtigte, wie Helen Devereaux sie behandelte. Sie war schließlich Krankenschwester und keine Dienstbotin.

Lucinda, die ihr Nickerchen vor sich gerechtfertigt hatte, öffnete gerade wieder das Buch, das in ihrem Schoß zugeschlagen war, als sich das Geräusch wiederholte, das sie aus ihrem Schlaf geweckt hatte.

»Hören Sie nicht, Fräulein?« Das war Helenas nörrende Stimme. »Sie wissen, daß ich Sie nicht dafür bezahle, daß Sie die ganze Nacht schlafen!«

Das Buch klappte zu, und Lucinda erhob sich. »Ich habe nicht geschlafen, Ma'am«, setzte sie an, verstummte dann aber, als sie die Wut in Mrs. Devereaux' Augen sah.

»Erzählen Sie mir nicht, was Sie tun«, schnappte die alte Frau. »Ich bin noch nicht tot, und ich bin auch nicht blind!« Helena Devereaux saß jetzt kerzengerade, und Lucinda konnte sehen, wie sie nach dem Wasserglas auf dem Tisch neben ihrem Bett griff. Sich schneller bewegend, als ihre Körpermasse eigentlich erlauben sollte, zog die Krankenschwester das Glas weg, bevor die Finger der alten Frau sich darum schließen konnten.

»Wie können Sie es wagen?« zischte Helena. »Geben Sie mir das sofort, haben Sie verstanden?«

Lucinda holte tief Luft und zählte stumm bis zehn. Dann reichte sie das Wasserglas widerwillig ihrer Patientin.

Augenblicklich schüttete Helena den Glasinhalt in das

Gesicht der Krankenschwester und schleuderte dann das Glas durch das Zimmer, wo es an der Wand zerschellte. »Also, wo ist er?« wollte Helena wissen. »Wo ist Kevin?«

Lucinda keuchte und starrte die alte Frau schockiert an. Sie wußte, wer Kevin war – es gab niemand in Devereaux, Südcarolina, der das nicht wußte. Aber er war seit Jahren nicht hier gewesen, und wie konnte man von Lucinda Willoughby erwarten, daß sie wußte, wo er war?

»Ich will ihn«, krächzte Helena, deren Stimme zitterte. »Ich sterbe, und ich will meinen Sohn sehen, bevor es zu spät ist. Ich will ihn sehen!«

Plötzlich glaubte Lucinda zu verstehen, und sie streckte die Hand aus, um die runzlige Hand der alten Frau in die ihre zu nehmen. »Beruhigen Sie sich doch, Miß Helena«, sagte sie mit berufsmäßiger Stimme. »Sie werden nicht sterben, nicht, solange ich mich um Sie kümmerge. Ich habe noch nie einen Patienten verloren, und ich habe auch nicht die Absicht, Sie den Anfang machen zu lassen.« Während sie sprach, fühlte sie den Puls der alten Frau. Er war etwas beschleunigt, doch Lucinda wußte, daß er nur ein Symptom für den Ärger der alten Frau war, nicht für einen bevorstehenden Herzanfall.

»Ich will mich aber nicht beruhigen«, erwiderte Helena unwillig und zog ihre Hand weg. »Ich sterbe, und das wissen Sie! Ich will Kevin sehen, bevor ich sterbe!« Ihre Stimme hob sich zu einem grellen Kreischen, und ihre Augen suchten auf dem Tisch nach etwas anderem, das sie werfen konnte. »Sie werden ihn mir holen, hören Sie? Es ist Ihre Aufgabe, sie faule, nichtsnutzige...«

»Mutter! Mutter, was ist denn?«

Helenas Augen huschten von der Krankenschwester weg und richteten sich auf ihre Tochter, die in der offenen Zimmertür stand und einen Morgenmantel über ihrem Busen zusammenräffte. »Kevin!« sagte sie noch einmal.

»Ich will Kevin. Ich will ihn sehen, und ich will mit ihm sprechen!«

Marguerite Devereaux runzelte die Stirn und schaute Lucinda fragend an, die nur hilflos die Schultern zucken konnte. Der stumme Blickwechsel entging Helena Devereaux nicht, und ihre Augen funkelten voller neuer Wut. »Versteht niemand von euch ein klares Wort?« fragte sie. »Ich sterbe, und ich will meinen Sohn sehen!« Sie fiel wieder in ihre Kissen zurück, da ihr Wutausbruch ihre Kräfte erschöpft hatte. Ihre schwache Brust hob sich unregelmäßig, und ihr Atem wurde zu einem angestregten Keuchen, das das Nahen des Todes verkündete. Sofort ergriff Lucinda Willoughby ihr Handgelenk und tastete wieder mit kräftigen Fingern nach dem Puls der alten Frau. Eine Sekunde später hatte sie ihn gefunden. Er pochte heftig, da ihr Herzschlag unbeherrscht raste.

»Ein Glas Wasser, Miß Marguerite«, ordnete sie an. »Rasch.« Ihr Ärger war vergessen, und sie hob die alte Dame leicht an und schob ihr Kissen in den Rücken. Als Marguerite aus dem Badezimmer zurückkam, hatte Lucinda Helenas Medizin bereit. Sie schob die Pillen geschickt zwischen die dünnen Lippen ihrer Patientin und hielt dann das Glas, damit die alte Frau genug Wasser schluckte, um die Pillen hinunterzuspülen. Einen Augenblick darauf normalisierte sich Helena Devereaux' Atem, und ihr Puls wurde gleichmäßig. Erst als Lucinda sicher war, daß die Gefahr vorüber war, signalisierte sie Marguerite mit Blicken, auf den Korridor zu kommen.

»Was ist geschehen?« fragte Marguerite ängstlich, nachdem Lucinda die Tür geschlossen hatte.

»Ich weiß es nicht. Ich war eingeschlafen, und als ich aufwachte, schrie sie mich an.«

»Aber warum?« drängte Marguerite. Dann erinnerte sie sich der Worte ihrer Mutter und ergriff den Arm der Kran-

kenschwester. »Ist es wahr?« fragte sie mit zitternder Stimme. »Stirbt sie?«

Lucinda Willoughby zögerte nur einen Augenblick und nickte dann. »Sie hätte gerade sterben können«, sagte sie. Sie hielt kurz inne und fand dann, daß es keinen Grund gab, nicht weiterzureden. »Es ist ihr Temperament, Miß Marguerite. Wenn sie lernen würde, ruhig zu bleiben, hätte sie noch Jahre vor sich. Aber das will sie ja nicht. Sie regt sich weiter über Menschen auf, und dadurch verschlechtert sie ihren Zustand. Da wir alle wissen, daß sie sich nicht ändern wird, sollten wir uns mit der Tatsache abfinden, daß sie sterben wird.«

Marguerite stand für einen Moment völlig reglos da und ließ die Worte der Krankenschwester auf sich wirken. Sie wußte natürlich, daß es wahr war - hatte es seit Jahren gewußt. Ihre Mutter konnte nicht ewig leben. Aber die alte Frau hatte immer etwas an sich gehabt, das ewig wirkte; Marguerite konnte sich das Haus, in dem sie ihr Leben lang gewohnt hatte, nicht ohne die Anwesenheit ihrer Mutter vorstellen. Und doch hatte sie wenige Minuten zuvor Sterblichkeit im Gesicht ihrer Mutter gesehen, den Tod, der die eingefallenen Wangen der alten Frau streifte.

Und ihre Mutter hatte danach verlangt, Kevin zu sehen.

Es war das erste Mal seit über zwanzig Jahren, daß Helena Devereaux den Namen ihres Sohnes ausgesprochen hatte.

Marguerite wandte sich von der Krankenschwester ab und begann langsam über den breiten Korridor im ersten Stock auf ihr Zimmer zuzugehen. Unbewußt fast glitt ihre rechte Hand an ihre Hüfte, wo die Finger auf den Schmerz drückten. Das scharfe Stechen, einem Messer gleich, das tief in dem Knochen steckte, war seit so vielen Jahren Teil ihres Lebens gewesen, daß sie es kaum noch bemerkte. Nur schien es heute nacht schärfer als sonst zu sein, und

sie spürte, wie die Lahmheit ihres rechten Beines bis hinab in den Knöchel schoß.

Entschlossen verdrängte sie den Schmerz und versuchte, gerade zu gehen. An der Tür zu ihrem Zimmer spürte sie eine Berührung an der Schulter. Als sie sich umdrehte, sah sie Ruby, die Frau, die bereits vor Marguerites Geburt im Haus gewesen war. Sie sah sie ängstlich an, und ihre großen, dunklen Augen spiegelten ihre Besorgnis.

»Was ist, Miß Marguerite?« fragte Ruby leise. »Ist es Miß Helena?«

Marguerite nickte und brachte ein freundliches Lächeln zustande. »Ich fürchte ja, Ruby. Ich denke - ich denke, ich werde morgen früh Kevin anrufen müssen und ihn bitten, zu kommen.«

Ein leises Keuchen kam über Rubys Lippen. »Sie hat nach ihm gefragt? Sie hat seinen Namen ausgesprochen?«

Wieder nickte Marguerite. »Ich frage mich«, sagte sie verhalten, mehr zu sich als zu der alten Haushälterin. »Ich frage mich, ob er kommen wird.«

Rubys Lippen schürzten sich, und ihre Augen verengten sich. »Er wird kommen«, erwiderte sie. »Und Sie werden ihn nicht anrufen müssen, Miß Marguerite. Er weiß bereits, wie schlecht es um Miß Helena steht.«

Marguerite neigte leicht ihren Kopf und musterte im matten Funkeln der Messingwandleuchter Rubys dunkles Gesicht. Wovon redete sie da? »Aber er kann das nicht wissen«, sagte sie. »Ruby, seit Jahren hat niemand von uns mit Kevin gesprochen.«

»Das ist egal«, erwiderte Ruby mit gleichmütiger Stimme. »Er weiß, was mit seiner Mutter geschieht. Er ist ein Devereaux, und das genügt. Sie werden ja sehen, ob ich recht habe, Miß Marguerite. Sie werden ja sehen, ob er morgen anruft.« Ohne auf eine Antwort zu warten,

drehte Ruby sich um und verschwand einen Augenblick darauf auf der Treppe zu ihrem Zimmer neben der Küche.

Nachdem sie gegangen war, zog Marguerite sich in ihr eigenes Schlafzimmer zurück und schloß die Tür hinter sich. Sie legte den Morgenmantel ab und glitt wieder in ihr Bett, wobei sie nur ein Laken über sich zog. Selbst die verschlissene Baumwolle fühlte sich in der feuchten Wärme der Sommernacht schwer an, aber sie behielt sie, da ihre Nähe sie irgendwie beruhigte. Draußen übertönte das Summen der Insekten und Baumfrösche das leise Murmeln der See, die ein paar hundert Meter entfernt war, und der süße Duft von Geißblatt umfing sie.

Dann dachte sie über Kevin nach. Es würde gut sein, ihn wiederzusehen, seine Familie kennenzulernen. Er war schon viel zu lange fort, und obwohl sie es ihrer Mutter nie erzählt hatte, hatte sie ihn schrecklich vermißt.

Aber mußte es ausgerechnet der Tod ihrer Mutter sein, der ihn nach Hause zurückbrachte?

Es war nicht fair. Sie durfte nicht ihre Mutter verlieren, um ihren Bruder wiederzubekommen.

Dennoch hatte sie sich mit der Tatsache abzufinden, daß ihre Mutter sterben würde, ob Kevin nun heimkam oder nicht.

Es war eine Tatsache des Lebens, und mit dem Leben mußte man fertig werden.

Und was auch immer geschehen war, Marguerite war mit dem Leben so gut sie konnte fertig geworden und hatte sich nie beklagt.

Sie würde auch jetzt nicht anfangen, sich zu beklagen. Sie würde akzeptieren, was geschah.

Mit dem Duft von Geißblatt und den Geräuschen der Nacht, die ihre Sinne beruhigten, schlief sie wieder ein.

Helena Devereaux schlief nicht. Sie lag reglos in ihrem Bett und zwang ihr Herz, ruhig zu schlagen, so wie sie mit

Willenskraft allein die meisten Dinge in ihrem Leben hatte geschehen lassen. Bis vor ein paar Monaten war ihr Wille stark genug gewesen. Aber jetzt näherte sie sich dem Ende. Sie konnte spüren, wie ihr die Kraft entglitt, spürte, wie ihre Herrschaft über Ruby und Marguerite sich löste, so wie sich ihre Gewalt über das Leben löste. Während sie in der Dunkelheit ihres Zimmers lag, überlegte sie, was sie am meisten haßte – die Tatsache, daß sie starb oder die Tatsache, daß sie die Kontrolle über die Ereignisse um sie verlor. Nicht, daß das etwas zählte, denn am Ende kam alles auf dasselbe hinaus: Tod war der ultimative Verlust der Kontrolle.

Erinnerungen trieben durch ihren Kopf.

Ihre erste Begegnung mit Rafe Devereaux als sie erst sechzehn war. Rafe war zehn Jahre älter als sie gewesen, dunkel und gutaussehend und elegant, und er hatte ihr die Welt versprochen. Aber alles, was er ihr zu geben imstande gewesen war, waren die Überreste einer veralteten Plantage und ein Familienerbe, das für sie bedeutungslos war. Was kümmerten sie Rafes hugenottische Vorfahren und deren längst verflossener Ruhm? Während der ersten Monate ihrer Ehe hatte sie angenommen, daß er sie nach etwa einem Jahr nach New York bringen und seinen Einfluß für ihre Karriere geltend machen würde. Doch es stellte sich heraus, daß er über Charleston hinaus keinen Einfluß hatte, und nicht einmal dort hatten die Devereaux einen guten gesellschaftlichen Ruf. Dann wurde Marguerite geboren, acht Jahre später folgte Kevin, und ihre Träume waren langsam geschwunden, bis von ihrem Tanzen nur noch der Unterricht geblieben war, den sie ihrer Tochter gab.

Dann, als Kevin sieben war, hatte Rafe dem Leben entsagt und sich umgebracht. Sie hatte das natürlich vertuscht und seinen erhängten Leichnam von den Sparren

der Scheune abgeschnitten und ihn selbst vom Rand des Heubodens gestoßen. Der Doktor hatte, genau so, wie sie es beabsichtigt hatte, seinen Genickbruch für einen Unfall gehalten und nicht einmal die Seilspuren bemerkt, die sich in seinen Hals eingefurcht hatten.

Erst in der darauffolgenden Woche hatte sie herausgefunden, daß Rafe Devereaux nicht einmal im Tod etwas für sie getan hatte. Das ganze Anwesen war ihr nur treuhänderisch überlassen. Sie konnte es bis zu ihrem Tode behalten, mußte es dann aber unversehrt weitergeben.

Und so hatte sie in der Wut, die sie von jenem Tage an ununterbrochen gehegt hatte, ihren Sohn auf ein Internat verbannt und all ihre Kräfte Marguerite gewidmet.

Marguerite hatte sie auch enttäuscht, und am Ende – und sie wußte, daß das Ende jetzt sehr nahe war – war ihr nichts geblieben. Nichts als ein schwächer werdender Körper, der sie ans Bett gefesselt hielt, und ein schwächer werdender Geist, der seine Fähigkeit zu herrschen verlor. Das konnte sie sogar in ihren Augen sehen. Sie hatten eigentlich keine Angst mehr vor ihr. Sie ließen sie in ihren letzten Tagen nur noch gewähren.

Nun, sie war noch nicht fertig.

Sie mochte Marguerite nicht mehr unter Kontrolle haben, aber es gab noch Kevin.

Sie kicherte leise vor sich hin, als sie erkannte, daß ihr am Ende ihr längst toter Gatte schließlich helfen würde. Mit seinem Testament hatte er ihr das Mittel gegeben, das sie brauchte, um ihre Macht zu erhalten, sogar noch nachdem ihr Körper dem letzten Verfall ausgesetzt war.

Das Kichern hallte noch in ihren Gedanken, als sie sich schließlich dem Schlaf hingab.

Das erste Licht der Dämmerung begann gerade den östlichen Himmel mit einem silbernen Grau zu erfüllen, als

Kevin das Knarren der Dielenbretter im Foyer hörte. Einen Augenblick später trat seine Tochter ins Zimmer und rieb sich die letzten Spuren von Schlaf aus den Augen. Kevin betrachtete sie einen Augenblick lang und wunderte sich wie immer, wie sehr sie seiner Schwester ähnelte.

Julie war jetzt fünfzehn, und ihre hellbraunen Augen glichen denen Marguerites. Ihr dunkles, leicht gewelltes Haar umrahmte das herzförmige Gesicht, und ihr Körper nahm die gleichen geschmeidig-muskulösen Proportionen an, die Marguerite in diesem Alter gehabt hatte – das Ergebnis endloser Stunden an der Barre. Doch Marguerite hatte Ballett mit einer ungeheuren Intensität geübt, die Julie nie empfunden und zu der sie weder Kevin noch Anne ermuntert hatten. Ingeheim jedoch glaubte Kevin, daß seine Tochter bereits eine bessere Tänzerin sei, als seine Schwester je gewesen war.

Er lächelte sie im zunehmenden Licht zärtlich an. »Soll ich diesen Tag im Kalender rot anstreichen? Der Tag, an dem Julie aufstand, ohne daß sie jemand rufen mußte?«

Julie grinste selbstbewußt und ließ sich auf das Sofa fallen. »Ich hatte einen Alptraum«, gab sie zu und errötete bei diesem Geständnis leicht. »Ich weiß, daß es dumm klingt, aber ich hatte Angst, wieder einzuschlafen.«

»Willkommen im Club«, entgegnete Kevin. »Ich sitze seit vier Uhr aus genau demselben Grunde hier, und ich hatte gerade überlegt, ob ich wieder schlafen gehen sollte.« Er zwinkerte seiner Tochter verschwörerisch zu. »Andererseits besteht natürlich die Möglichkeit, daß wir beide ein wirklich großartiges Frühstück zubereiten und deine Mutter und deinen Bruder überraschen.«

Julie erwiderte das Grinsen und folgte ihrem Vater in die Küche, wo sie sich auf einen Hocker niederließ, während er gekonnt damit begann, Eier Benedict zuzuberei-

ten. »Warum hast du nie ein Restaurant eröffnet? Du kochst besser als jeder andere.«

Kevin zuckte die Achseln. »Wirtschaftlichkeit. Ein Restaurant ist der schnellste Weg zum Bankrott, den der Mensch erfunden hat, und ich war immer der Ansicht, daß ich dich und deinen Bruder mit einem sicheren Einkommen ernähren sollte, als nach einem Bankrott eine Bande von Fremden zu ernähren. Natürlich kann ich meine Meinung noch ändern, wenn ihr groß seid und deine Mutter und ich euch beide rausgeworfen haben.«

Julie nahm den Rührbesen, den ihr Vater ihr gereicht hatte, und begann die Sauce Hollandaise zu rühren. »Aber dann wirst du alt sein, oder?« fragte sie mit sorgfältig einstudierter Unschuld.

Kevin blickte sehr finster drein und tat sein Bestes, um beleidigt zu klingen. »Entschuldige mal. In zehn Jahren bin ich fünfzig. Und falls du es nicht weißt, heutzutage betrachtet man fünfzig gerade als den Beginn der Mitte des Lebens, und ...«

Julie kicherte und verdrehte die Augen. »Und das Alter beginnt erst mit achtzig«, schloß sie. Dann wurde ihre Stimme plötzlich ernst. »Aber bist du's nicht leid, für andere zu arbeiten?«

Wieder zuckte Kevin die Schultern. »Das Shannon ist ein gutes Hotel, und ich führe es ganz gut.«

»Aber du wünschtest, daß es dir gehöre«, stellte Julie fest, wobei sie ihm in die Augen schaute. »Jeff und ich hören manchmal, wenn du dich mit Mama unterhältst, weißt du.«

»Kinder sind herumschnüffelnde Geschöpfe und sollten Dinge nicht hören, die nicht für ihre Ohren bestimmt sind«, stellte Kevin nachsichtig fest. »Und außerdem, sollte sich die Gelegenheit je bieten, würde ich sofort ein Restaurant eröffnen – oder, noch besser, einen Gasthof.